

I22

■ **Das Kaiserreich transnational**

*Sebastian Conrad, Jürgen Osterhammel (Hg.),
Das Kaiserreich transnational. Deutschland
in der Welt 1871–1914, Göttingen (Vandenho-
eck & Ruprecht) 2004, 327 S., 26,90 €*

Die Forderung nach einer »transnationalen« Betrachtung historischer Prozesse wird seit einigen Jahren mit wachsender Lautstärke erhoben. Wer sich auf den nationalgeschichtlichen Fokus beschränke, sitze einer Perspektivverengung auf, die letztlich auf die von der Nationsidee beherrschte Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts zurückgehe; er übersehe dabei vielfältige Austauschprozesse und Verflechtungen, die allesamt die Grenzen der Nationalstaaten überschritten: wirtschaftliche Austauschprozesse und Kulturtransfers, Wanderungsbewegungen von Menschen, Waren und Wissensbeständen, wechselseitige Wahrnehmungen und deren Auswirkungen auf eigenes Handeln. Die Geschichte der internationalen Beziehungen sei diesen Faktoren nicht gerecht geworden, weil sie als handelnde Subjekte der Außenpolitik doch wieder nur geschlossene Nationalstaaten angenommen habe; die Sozialgeschichte habe zwar den Vergleich, auch den Länder übergreifenden, in ihr Methodenarsenal aufgenommen, sei aber nur den Gemeinsamkeiten und Unterschieden, nicht aber den Wechselwirkungen nachgegangen. Insgesamt gebe es hier also einen Bereich, der von der bisherigen Forschung vernachlässigt worden sei. In der gegenwärtigen Situation, die Prozesse der Europäisierung und Globalisierung so evident mache, wirke dieses Defizit besonders unverständlich.

Defizite aber sind dazu da, neue Forschungen und neue Veröffentlichungen zu motivieren. Sebastian Conrad und Jürgen Osterhammel haben ihren Sammelband der Aufgabe gewidmet, das Deutsche Kaiserreich in das Licht einer transnationalen Betrachtung zu rücken. Dabei nehmen sie für sich und die transnationale Geschichtsschreibung insgesamt keineswegs in Anspruch, ein neues Paradigma der historischen Forschung zu begründen; schließlich gehe es nicht so sehr um eine innovative Theorie und Methode, als vielmehr darum, die »Aufmerksamkeit auf neue Fragen und Sichtweisen zu richten«. Diese Fragen und

Sichtweisen sehen sie auf zwei wichtigen Forschungsfeldern vorbereitet, die sie deshalb in den Mittelpunkt ihres Buches stellen: bei den postkolonialen Studien, denen es um die Austauschprozesse zwischen Metropole und Peripherie, also zwischen Kolonialmächten und kolonisierten Völkern geht, und bei der Globalisierungsforschung, die das Zusammenwachsen der Länder und Kulturkreise und die hierbei entstehenden und sich verstärkenden Wechselwirkungen untersucht.

Während die Globalisierungsforschung allerdings nur mit vier Beiträgen (Woodruff D. Smith, Niels P. Petersson, Michael Geyer, Sven Beckert) vertreten ist, nehmen Aufsätze zu den postkolonialen Studien den weitaus größeren Raum ein. Interpretiert man das Verhältnis zwischen dem Kaiserreich und seinen slawischen Minderheiten als eine koloniale Situation, wie Philipp Ther und Helmut Walser Smith in ihren einschlägigen Beiträgen vorschlagen, dann lassen sich sogar neun Aufsätze dem letztgenannten Forschungsfeld zuordnen. Diese Schwerpunktsetzung, die zunächst ein Ungleichgewicht auszudrücken scheint, ist aber gerechtfertigt durch die besonderen Pointen, die gerade diejenigen Aufsätze bereithalten, die Wechselwirkungen zwischen dem Reich und den deutschen Schutzgebieten in Übersee behandeln.

So untersucht Sebastian Conrad die »Erziehung zur Arbeit« als ein Mittel der Sozialdisziplinierung, das in auffallend ähnlicher Form gegenüber »Eingeborenen« in den Kolonien und Nichtsesshaften in Deutschland eingesetzt wurde. Während ein solcher Konnex in der Vergangenheit zwar schon oft behauptet, aber selten nachgewiesen worden ist, nimmt Conrad mit den Betheler Anstalten bzw. der Bethel-Mission eine Institution in den Blick, die Innere und Äußere Mission direkt miteinander verknüpfte. Zwischen Ostwestfalen und Ostafrika, wie Conrad im Titel seines Aufsatzes (ohne Scheu vor dem Kalauer) formuliert, bestanden vielfältige Wechselwirkungen: beim Austausch

von Personal, bei der Erarbeitung von pädagogischen Konzepten, beim Umsetzen der Grundüberzeugung, dass regelmäßige und anstrengende Arbeit dem Menschen in jedem Fall zum Segen gereiche. Unterschiedlich war allerdings die Perspektive, die sich den Klienten bot. Während die Erziehung der so genannten Arbeitsscheuen im Reich deren (Re-)Integration in die bürgerliche Gesellschaft bezweckte, war für die Kolonisierten der Graben zur Herrenschicht unüberwindlich. Damit wirkte ein Diskurs der Stigmatisierung von der Peripherie auf die Metropole zurück, der bestimmten Menschen die »Besserungsfähigkeit« im Hinblick auf das Erreichen eines als normal definierten Niveaus per se absprach. Am Schluss des Beitrags wird die Frage aufgeworfen, inwiefern dieser Diskurs dazu beigetragen hat, jene Unterscheidungen zwischen dem Wert oder Unwert von Leben einzuführen, mit denen später auch der Nationalsozialismus arbeitete.

Die Einordnung der Ethnologie als neuer Wissenschaft von den fremden, schriftlosen Völkern in das Spektrum der akademischen Disziplinen behandelt der Aufsatz von Andrew Zimmermann. Die Ethnologie sei davon ausgegangen, so Zimmermann, dass die Naturvölker mit naturwissenschaftlichen Methoden untersucht werden müssten. Damit habe sie den – prominent etwa von Rudolf Virchow vorgetragenen – Versuch unterstützt, die Deutungsmacht der Geisteswissenschaften über den Menschen zu brechen. Hier kann Zimmermann aber der Vorwurf einer zu einseitigen Sichtweise der Ethnologie nicht erspart werden. Erinert sei nur an Lucian Scherman, den langjährigen Direktor des Münchner Museums für Völkerkunde, einen Philologen und Indologen, der gerade auf den geistigen Gehalt der Kunst der indigenen Völker abhob, um seinem Haus in der Musenstadt München die nötige Anerkennung zu verschaffen. Überzeugend hingegen ist die These von Birthe Kundrus: Die in nationalen und kolonialagitorischen Verbänden organisierten

Frauen hätten von bestimmten Problemen in den Schutzgebieten profitieren können, indem sie darauf hinwiesen, wie wichtig es sei, dass die deutschen Kolonisatoren Landsmänninnen heirateten und mit diesen weiße Kinder zeugten, anstatt durch Beziehungen mit farbigen Frauen das »deutsche Volkstum zu gefährden«. Diese Argumentation machte deutlich, wie wichtig die Frauen für das Projekt Nation insgesamt waren – gerade angesichts der Ethnisierung des Nationsbegriffs, die seit der Jahrhundertwende immer weiter um sich griff. In diesen Kontext gehört auch der Aufsatz von Dieter Gosewinkel über das Staatsangehörigkeitsgesetz von 1913. Er geht der Frage nach, ob die Diskussion um die kolonialen Rassenmischehen die Regelungen zur Verleihung des Staatsbürgerrechts an Nicht-Deutsche im Falle der Eheschließung mit Deutschen beeinflusste. Gosewinkel erliegt nicht der Versuchung, diese Rückwirkung aufgrund der Postulate der postkolonialen Studien zu überschätzen, sondern stellt nüchtern fest, dass die Erfahrungen in den Schutzgebieten zwar in der Diskussion namhaft gemacht wurden, aber für die Ausgestaltung des Gesetzes letztlich keine Rolle spielten.

Abgeschlossen wird der Band durch einen Essay von David Blackburn, der allerdings nur wenig bringt, was nicht in den vorangegangenen Aufsätzen schon erwähnt worden wäre. Wahrscheinlich empfiehlt es sich, ihn als eine Art Zusammenfassung zu lesen – als die Zusammenfassung eines Sammelbandes, der seinen Anspruch, zu einer neuen Sichtweise des Kaiserreichs beizutragen, sicherlich erfüllt; auch wenn das eine oder andere Phänomen gewiss schon früher bekannt war, als man ihm freilich das Etikett »transnational« noch nicht aufklebte. Schwerer wiegt schon der Einwand, dass die Herausgeber das kaiserliche Deutschland nur als Empfänger, nicht aber auch als Sender von transnationalen Wechselwirkungen in den Blick nehmen. Schon der Begriff Wechselwirkungen legt eigentlich einen anderen Zugriff nahe. Wenn die

transnationale Geschichte in einer solchen Weise vereinseitigt wird, handelt sie sich schnell den Vorwurf ein, von der nationalgeschichtlichen Perspektive letztlich doch nicht loszukommen. Besonders lobend hingegen ist hervorzuheben, dass der Band die Austauschprozesse mit fremden Kulturen nicht nur auf der Ebene des diffusen Redens vom Anderen ansiedelt, dessen Existenz irgendwie immer auf die Identität des Einen zurückwirke, sondern von konkreten Akteuren und deren exakt beschreibbarem Handeln ausgeht. Diese Vorgehensweise verleiht dem transnationalen Ansatz von vornherein eine größere Überzeugungskraft.

FRANK BECKER (MÜNSTER)